Neue Schweizer Lyrik

Autor(en): **Maggi, Inez**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **16 (1936-1937)**

Heft 12

PDF erstellt am: **02.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-158218

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Neue Schweizer Lyrik.

Von **Inez Maggi.**

Lied.

Es ist die Erde ohne Enden schön
gebreitet unterm zarten Morgenschein.
Im großen Gleichmaß alle Hügel gehn
am Horizont. Im ersten Windeswehn
bin ich mit meiner Seele ganz allein.

Ich schaue weit den uferlosen Raum
von Licht und Bläue über diesem Land,
das selig breitet sich bis an den Saum
von fernstem Glanz, so daß die Augen kaum
erfassen mehr den leis verwischten Rand.

Die Bäume stehen hoch in dunkeln Reihn,
die Ähren neigen golden sich dem Wind.
Mir ist, als müßte Gott ganz nahe sein,
als führte jeder Weg ins Licht hinein,
wo alle Herzen still vor Freude sind. —

Improvisation.

Aus tiefem Dunkel wächst der Mond empor,
ein gelbes Rund hoch überm Dächersaum.
Und schwebt, ein seltsam Zeichen, kaum gestreift
von einem schlank emporgewachsnen Baum.

Der träumt, er finge diese Scheibe ein
und hielte sie als Frucht hoch in den Raum. —
Ein Nachtwind streift den riss'gen Stamm. Er seufzt
und regt sich leis und zittert sacht im Traum. —

An das Herz.

Herz, gedulde dich. Sieh, es dauern die ewigen Werte
immer noch; und das Maß deiner Schmerzen
ist nur ein Maß deines Reifens.
Alles ist Wachstum.

Schön bleibt doch die feiernde Erde im Glanz ihres Sommers,
schön ist der heitere Fluß unterm Himmel.
Grenzenlos schenkt sich dir Freude,
wenn du bereit bist. —

Sommerabend.

Da liegt das Land so weit zu meinen Füßen,
indes der Wind mein heißes Antlitz streift.
Der Heuduft steigt betäubend aus den Wiesen:
ein satter Duft, an Licht und Glanz gereift.

Und dunkle Wälder breiten ihre Schatten,
die Grillen sägen. Und mein Herz ist still,
als reife es so in des Sommers Gluten,
wie meines Schicksals starke Sonne will. —

Heimkehr.

Und wenn ich tausend Wege gehen müßte,
und einer führte nur zu deiner Tür:
ich würd' sie gehen um des Einen willen,
bis meine Füße wund und blutig wären.

O dann nur mit der letzten Kräfte Aufwand
an deine Türe pochen und dem lieben,
dem hellen Anblick deiner Augen sagen,
mit Tränen lächelnd: Freund, hier bin ich wieder! —

Abendgang.

So hat der Abend alles still gemacht
und dunkle Bäume an den Rand gestellt,
daß nun die alte, schönheitstrunkne Welt
bereit ist für den leisen Schritt der Nacht.

Ein glasklar Leuchten ist das Himmelsrund;
hoch über Türmen steht der erste Stern:
ein unbeirrtes Glänzen, keusch und fern,
als tränk sich jeder Blick an ihm gesund. —

Gesang an den Freund.

Ich entgleite, ich entgleite
deiner ausgestreckten Hand.
Laß mir meine stille Weite,
laß mir unberührtes Land.

Ich vergehe, ich vergehe,
wenn du hemmest meinen Schritt.
Einsam ist der Weg zur Höhe,
tief das Tal für den, der litt.

Ich verzehre, ich verzehre
mich in meiner eignen Glut.
So erhöre mich und wehre
nicht dem Schicksal. Bleibe gut. —

Eingang.

Aus „Ein Grabmal"

Jetzt weht die Fahne wieder übers Feld,
daß wir ihr folgen müssen weit und weit.
Der Tod geht wieder dunkel durch die Welt,
und was er anrührt, das wird welk und fällt
und hat sein Enden in der trüben Zeit.

Ein Zeichen steht am Himmel, Tag und Nacht:
ein finstres Kreuz, von Flammen grell umloht.
Und wer in diesen bangen Stunden wacht,
den hat das Grauen klein und scheu gemacht,
und seine Augen wissen viel vom Tod.

Denn er ist alles, was uns jetzt berührt:
der kühle Regen, der am Morgen fällt,
der Wind, den man mit leisem Schauern spürt,
und jene Macht, die unsre Hände führt,
wenn Schüsse knallen durch die kahle Welt.

Er ist der andre, der die Fahne trägt,
die Fahne, der wir folgen durch die Reihn
von Toten. Horch, die dumpfe Trommel schlägt.
Und keiner spricht und lacht, und keiner frägt.
So schreiten wir in Feld und Nacht hinein. —

Aus den „Gottesliedern".

XII.

Der Tag aus deinen Händen ist vollendet,
und lange Schatten füllen schon die Welt.
Du hast dein großes Licht an uns verschwendet;
nun ist der Stunden Tropfenfall beendet,
es wandeln sacht sich Wiese, Wald und Feld.

Der letzte Glanz stirbt langsam fern im Blauen,
ich stehe oben an der Hügel Rand.
Ich kann die Schönheit deines Werkes schauen,
und meine gläubigen Gedanken bauen
an der Vollendung vom verheißnen Land. —

XIII.

Vielleicht ist Gott von dir nicht weit,
Du mußt nur deine Hände reichen
durchs Dunkel: und ein leises Zeichen
strahlt auf aus seiner Herrlichkeit.

Denn Gott ist nicht wie deines gleichen:
du mußt nicht suchen ihn zu fassen.
Wie könntest du das Licht erreichen?
Du mußt dir Gott geschehen lassen.

Sei weit für ihn und sei bereit,
und sei wie Erde für den Samen,
so still und ruhend in der Zeit.
Und deine Ernte sei das Amen. —